

# mondkalb

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Marie Gronwald

Philologen leiten den Begriff ‚Arbeit‘ aus dem althochdeutschen *arabeit* ab, was soviel wie mühen oder plagen bedeutet. Nun hat sich seit den Zeiten des Althochdeutschen nicht nur die Orthographie des Wortes verändert. Im

21. Jahrhundert bedeutet Arbeit nicht unbedingt Plage oder Mühe. Im Lexikon fin-

nicht nur zum Aufhalten und sich Essen in den Mund schieben da. Sie muss erst einmal etwas tun, um etwas zu ha-

## Die Tätigkeit des Nichtstuns oder der Begriff der Arbeit

den wir neben der althochdeutschen Übersetzung auch den Hinweis, dass Arbeit zum Zweck der Existenzsicherung und der Befriedigung von Einzelbedürfnissen ein zielgerichtetes und bewusstes Handeln ist. Gleichzeitig bietet es auch einen wesentlichen Moment der Daseinserfüllung. Dazu darf gemeinhin die Existenzsicherung nicht mehr all zu sehr im Vordergrund stehen - also die Frage, wie viel man für eine Tätigkeit auf die Hand bekommt. Die Hand ist aber nun mal

ben, was sie sich dann in den Mund schieben kann. In den meisten Fällen ist das, was sie hat, im Verhältnis zu dem, was sie tut, nicht erwähnenswert, und so kommen wir wieder der ursprünglichen Bedeutung sehr nahe und Arbeit ist nicht nur mit wenig Lohn, sondern vor allem mit viel Schweiß und körperlichem oder geistigem Einsatz verbunden.

Solchen Einsatz kann ein Mensch mit einer Behinderung in dieser Weise selten erbringen. Er muss es auch nicht, denn es wird auch nicht von ihm verlangt - nicht vom Staat, nicht von seinem engeren Umfeld und nicht von den allgemeinen Werten. Er wird nicht mit vorwurfsvollen Blicken oder Kommentaren bedacht, weil er sich keine Arbeit sucht. Die öffentliche Meinung unterstellt ihm nicht, dass er ein Sozialchmarotzer ist, der sich vor dem Fernseher in seinem Rollstuhl auf der faulen Haut ausruht. Denn der Behinderte kann ja nicht anders. Er befindet sich in einer Art Schutzraum. Und die Gesellschaft füttert ihn und reicht ihm die Hand in Form von staatlicher Unterstützung. Der Behinderte wird in Ruhe gelassen. Er muss sich keine Gedanken um seine Existenz machen; er muss sich nicht plagen und mühen.

Der Behinderte ist sicher in seinem  
> Fortsetzung auf Seite 2

## Krüppel aus dem Sack

P. R. Iapros

Es gibt ja viele Arten, Lust zu empfinden und sich somit des Seins zu gewärtigen. Natürlich kann man sich auch mit dem Hammer auf den Daumen klopfen, um sich zu versichern, dass man noch in der Welt ist. Doch die Lust ist im Allgemeinen das probatere Mittel der Schöpfung, uns im Diesseits zu halten. Mit einem herrlichen Geschmack oder schmelzendem Vogelgezwitscher, einem berückenden Bergpanorama oder dem Geruch der Liebsten, wenn sie in Wallungen gerät, erreicht uns die Botschaft: „Schön, dass es Dich gibt“.

Nun hat unsere Kultur eine breite Strömung, die Behinderten sagt: „Besser, es gäbe euch nicht!“ Mehr als zweihundert Jahre wurden sie in Sondereinrichtungen interniert. Und das war zunächst sogar ein Fortschritt, denn ohne Heim mussten die Krüppel betteln oder fristeten gar in einem Verschlag im Stall neben den Schweinen ihr Dasein. In den Heimen gabs nicht nur fade Anstaltskost und einen reizarmen Alltag, bald wurden im Namen der Volksgesundheit Sterilisation und sogar Kastration der Insassen Praxis. Wer zum Abfall gehörte, musste Sinnlichkeit entbehren und wurde von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Unter den Nazis machte man Behinderten dann nicht nur deutlich, dass es besser wäre, es gäbe sie nicht, man ermordete sie tatsächlich.

Natürlich hat unsere Kultur auch andere Dynamiken und so konnten sich Behinderte durchaus an Vogelgezwitscher und Blumenpracht delectieren, am Vögeln allerdings kaum. Doch auch das ändert sich. Behinderung und Sexualität ist ein Thema, das immer mehr Raum einnimmt. Nicht zuletzt deshalb gibts diese Kolumne.

Verhaltensbiologen sind der Meinung, die schönen Gefühle beim Sex wären nur dafür da, um uns für die an sich gefährliche und mühevoll Arbeit der Fortpflanzung zu motivieren. Jetzt, da dank der Biotechnologien Sex und Fortpflanzung immer mehr entkoppelt werden, dürfen auch Behinderte ein bisschen rummachen. Krüppel aus dem Sack, resp. Eileiter, soll es in Zukunft aber nicht mehr geben. Im besten Fall erfolgt die Verhinderung von Behinderung durch einen Gencheck der potenziellen Eltern. Zeigt sich, dass der Nachwuchs mit deutlichen Mängeln zur Welt kommen könnte, wird von vornherein auf eine Zeugung verzichtet. Da muss sich gegebenenfalls der Mutterinstinkt einen anderen Beschäler suchen, um zum Zuge zu kommen. Im weniger günstigen Fall hat schon eine Zeugung stattgefunden. Nun zeigt die Fruchtwasseruntersuchung das Risiko einer Behinderung an. Da muss eben abgetrieben werden. Das ist im Falle einer Behinderung noch bis kurz vor der Geburt möglich. Im ungünstigsten Fall wird auch noch nach der Geburt der Himmel regresspflichtig gemacht. Behinderte Babys, die nur mit medizinischer Hilfe überleben würden, bekommen diese gar nicht erst, wenn die Eltern das nicht wünschen. Und es gibt ernstzunehmende Stimmen, die fordern, dass Ärzte die Folgen solcher Fehlpaarungen auch aktiv töten dürfen.

Schon vor Jahren sagte eine Gynäkologin in einem Interview: „Nennen Sie mir eine Behinderung, mit der Sie leben möchten“, um die eugenische Indikation für Abtreibungen zu rechtfertigen. Offenbar scheint das Leben von immer mehr Menschen für einen Supermarkt gehalten zu wer-

den, in dem man sich die geeigneten Umstände aussuchen kann. Ich hätte die Ärztin gern gefragt, ob es eine Behinderung gibt, mit der man nicht leben kann.

Es herrscht Einigkeit darüber, dass jede ausgestorbene Haustierrasse ein enormer Verlust für den Genpool unseres Planeten darstellt. Evolutionsgenetiker sind sich mittlerweile sicher, dass vererbare Krankheiten für die Fortentwicklung der gesamten Art von großer Wichtigkeit sind. Was wissen wir, was mit der Spezies Mensch geschieht, wenn bei der nächsten Hochschulreform das Gen, das Einzelne zu Migränikern macht, für die Gesamtheit nicht mehr verfügbar ist? Oder das Gen, welches Muskelschwund auslöst, hätte Menschen hervorgebracht, die besser an die Bedingungen des veränderten Erdklimas angepasst wären, aber es gibt ja keine Träger dieses Gens mehr.

Wir Behinderten dürfen uns im Interesse der Menschheit nicht aus dem Genpool drängen lassen. Ohne uns wäre sie gar nicht erst dahin gekommen, wo sie jetzt ist. Neueste Ausgrabungen haben ergeben, dass die bedeutendste Erfindung, die Grundlage jeglicher Technologie, das Rad, nicht etwa entwickelt wurde, als zum Transport der riesigen Steinquader für die Pyramiden Baumstämme als Rollen daruntergeschoben wurden. Vielmehr hat es ein genialer mesopotamischer Gehunfähiger eronnen, um seinen Stuhl rollbar zu machen. Und warum kam er überhaupt auf die Idee? Um durch die schöne Welt zu rollen und sich an ihr zu laben. Delektion statt Selektion! ■

## Da-Heim beim Bund.



Behindert? Jugend im Heim verbracht? Dann kennst Du das! Keine Privatssphäre, gebrauchte Klammotten, schlechtes Essen und aggressives Personal. Schwelge mit uns in der Vergangenheit und erlebe das alles noch einmal.



> Fortsetzung von Seite 1  
Schutzraum, aber auch isoliert, denn Arbeit bedeutet Integration in die Gesellschaft und das bedeutet heutzutage Leistung zu erbringen und Anerkennung zu gewinnen. Das schafft eine Identität und weist einen Platz in der Gemeinschaft zu.

Mehr denn je wird der Einzelne über seine Arbeit definiert. Das sieht man zum Beispiel, wenn man sich in gewissen gesellschaftlichen Kreisen bewegt, und auf Partys gefragt wird, was man denn so mache. Es ist wichtig, womit man sich beschäftigt, womit man sein Geld verdient, zumindest ist es wichtig, solange man ‚normal‘ erscheint. Behinderte werden auf Partys diese Fragen wahrscheinlich nicht zu hören bekommen. Man traut ihnen keine wichtigen Jobs zu und verneigt sich gleich die Frage nach der Tätigkeit, um sie nicht zu verletzen. Der einzige Anknüpfungspunkt zwischen Arbeit und Behinderung ist für die Meisten die geschützte Werkstatt.

Sie entstanden, weil Arbeiten

mit einer Behinderung tatsächlich einen oft erheblichen Mehraufwand erfordert. Ein Schonraum wurde geschaffen, von dem aus eine behutsame Integration erfolgen sollte. Dies gelingt in den wenigsten Fällen – das Gegenteil ist der Fall: Separation. Sie vermeidet Konfrontationen, Probleme und Konflikte mit den Leistungsanforderungen des Arbeitsmarktes und nichtbehinderten Kollegen. Gleichzeitig verhindert sie die wirkliche Teilhabe an der Arbeitswelt.

In einer Werkstatt für behinderte Menschen ist man unter sich. Man ist nichts Besonderes. Man wird nur mit ähnlich schützenswerten Individuen konfrontiert, beinahe Spiegelbilder seiner Selbst. Hier arbeitet man für sehr wenig Geld. Trotzdem spielt der Moment des Gebrauchtwerdens, des Nützlichseins wahrscheinlich eine wichtigere Rolle als der Verdienst. Man ist aussortiert und trotzdem noch verwertbar.

Durch Arbeit zeigt sich, was man kann, und man hat das Gefühl, etwas zu tun und nützlich zu sein. Auf Basis dieses Gefühls gründet sich die Legitimation von Behindertenwerkstätten. Ob dieses Gefühl für den Einzelnen auf Dauer trägt und ob es für das gesellschaftliche Bild von Behinderung förderlich ist, sei dahingestellt.

Heutzutage gibt es in der öffentlichen Diskussion viel Pro und Contra zu 1-Euro-Jobs. Sie sollen die Möglichkeit bieten, irgendwann wieder am normalen Arbeitsmarkt Teil zu nehmen. In den Behindertenwerkstätten gibt es diese Praxis schon seit 30 Jahren. Eine Möglichkeit, sich auf dem nicht-behinderten Arbeitsmarkt zu platzieren, sind sie allerdings nicht. Mitarbeiter der Werkstätten für behinderte Menschen haben den 1-Euro-Job erwerbslebenslanglich.

Aber jetzt werden wir über den sicheren Schutzraum hinaus blicken, einen Blick riskieren auf die Realität von arbeitenden Menschen mit Behinderungen außerhalb der Werkstätten. Die Hoffnung ist nicht unbegründet, dass man nach einer ordentlichen Ausbildung zum Beispiel an einer Universität, mit Hilfe der Agentur für Arbeit und deren Geld, als ‚Quotenbehinderter‘ einen ganz ‚normalen‘ Job findet. Der Arbeitgeber bekommt Zuschüsse, wenn er einen behinderten Menschen einstellt. Dieses nennt man Nachteilsausgleich. Die Firmen werden für mögliche Nachteile zum Beispiel längere Produktionszeiten, spezielle Umbauten oder andere Aufwendungen, die sie auf Grund der Behinderung ihres Mitarbeiters eingehen, vom Staat entschädigt. Finanziert wird das aus Strafgeldern, die Unternehmen zahlen müssen, wenn sie eine Quote behinderter Arbeitnehmer nicht einhalten. Es gibt einige Arbeitsplätze, die auf Grund dieser Quotierung für behinderte Mitarbeiter zugänglich, mitunter sogar eigens geschaffen wurden. Vielleicht ist das eine Möglichkeit, am normalen Arbeitsleben Teil zu haben. Auf jeden Fall ist es ein Schritt in die Richtung, dass man sich als Behinderter auch bald auf Partys über seine Arbeit unterhalten wird.

Die meisten Behinderten brauchen Assistenz, auch und erst recht für die Arbeit. Im Sozialgesetzbuch IX wird der Rechtsanspruch darauf festgeschrieben. Wer personelle Hilfen benötigt, um eine Tätigkeit auszuüben, bekommt sie finanziert. Das kann Hilfen beim Lesen für Blinde betreffen oder pflegerische Erfordernisse während der Arbeitszeit. Aber auch Arbeitnehmer mit geistigen Behinderungen und eher pädagogischen Hilfebedarf sollen derart unterstützt außerhalb der Werkstätten eine Chance haben.

Wären die Mittel, die für unterstützte Beschäftigung und für Werkstätten bereitgestellt werden, nicht eine wirksame Ressource, wesentlich mehr behinderte Arbeitnehmer als derzeit auf den ersten Arbeitsmarkt unterzubringen und sie trotzdem nicht ganz schutzlos sein zu lassen? Warum geschieht dann aber nichts Derartiges? Vielleicht deshalb, weil der Gedanke für die Masse der nichtbehinderten Arbeitssuchenden irritierend ist, wenn Krüppel zu ernsthaften Konkurrenten werden?

Behinderte werden gern als „Menschen mit besonderen Fähigkeiten“ bezeichnet. Es hängt nun aber immer noch sehr von der Leistung und der Willensstärke des Einzelnen ab, ob er die Möglichkeit bekommt, seine anderen Fähigkeiten auch unter Beweis zu stellen.

Um überhaupt eine Arbeit zu bekommen, bedarf es meist enormer Vorarbeit, die hauptsächlich darin besteht, andere von sich und seiner Idee zu überzeugen. Dabei muss man nicht nur von sich als Person überzeugen, sondern auch seine Behinderung so darstellen, dass sie keinen deutlichen Nachteil darstellt. Das kann nervenaufreibender und anstrengender sein als die eigentliche Arbeit. Man muss sich verkaufen, wie jeder andere Jobbedürftige auch, aber man muss nicht nur sich, sondern auch sein Handicap überzeugend und nicht wie einen Ballast auf dem eigenen Rücken oder dem des Arbeitgebers darstellen. Kurz, man muss von sich und seinem Handicap überzeugt sein, um überzeugen zu können. Das setzt zunächst einmal voraus, dass einem Andere trotz der „besonderen Fähigkeit“ zutrauen, die Arbeit genauso zu bewältigen wie der Mitarbeiter, der keine „besondere Fähigkeit“ vorweisen kann.

An diesem Punkt kommen wir wieder zu der Ausgangsdefinition von Arbeit zurück, denn diese Überzeugungsarbeit kostet sehr viel Mühe und kann manchmal zu einer wirklichen Plage werden. Aber was tut man nicht alles, um auf der nächsten Party mitreden zu können. ■

## Opferecke

Dieses Mal befasst sich die Opferecke mit Fragen, die sich rund um das Thema gruppieren, ob eine Behinderung auch Vorteile für die Betroffenen mit sich bringt.

Sie lauten:

1. Werden Behinderte eigentlich seltener zu Opfern von Überfällen, weil man ja Wehrlose nicht schlagen darf?
2. Darf ein Inhaber einer Sonderparkgenehmigung für Rollstuhlfahrer sich auf einen freien Parkplatz stellen, obwohl der Rollstuhlparkplatz ebenfalls frei ist?
3. Was macht ein Militarist, der auf Grund einer Kriegsverletzung im Rollstuhl sitzt und seine Hilfen von Zivis erhält?

Die erste Frage zielt darauf ab, dass offensichtliche Wehrlosigkeit ein Vorteil sein kann. Behinderung wird immer noch als wehrlos definiert. Es gibt keine Statistik darüber, aber behinderte Bürger scheinen offenbar überdurchschnittlich selten überfallen und beraubt zu werden. Wahrscheinlich gibt es auch unter modernen Straßengangs so etwas wie eine Ganovenethik, zu deren Codex „Wehrlose schlägt man nicht“ gehört. Oder liegt es einfach nur daran, dass Behinderte seltener als andere Leute aus dem Haus kommen, also auch nicht beraubt werden können? Die Barrieren im öffentlichen Raum und fehlende Assistenz machen zwar Behinderte zu Ausgrenzungsoffern, verhindern aber gleichzeitig, dass sie zu Kriminalitätsoffern werden. Oder anders herum gesagt: Auch Teilhabe hat ihren Preis. Die Wahrscheinlichkeit, Portemonnaie und Handy loszuwerden, steigt. Übrigens: Ein Rollstuhl kann eine wirksame Waffe in der Selbstverteidigung darstellen, vor allem ein 150 kg schweres Elektromobil. Doch der Vorteil, ausnahmsweise mal kein Opfer

zu sein, scheint nicht sonderlich hoch bewertet zu werden. Mit unserer zweiten Frage kommen wir nun aber zu einem Privileg, welches Anlass zu extremen Neid darstellt, also sehr hoch geschätzt wird – den für Rollstuhlfahrer reservierten Parkplatz. Den wenigen, die mobil genug sind, am öffentlichen Leben teilzunehmen, wird eine geschützte Parkraumnutzung geboten, was natürlich den Parkplatzmangel für die Allgemeinheit noch verschärft. Da müsste es doch zu den Grundsätzen der Verkehrsethik von Rollstuhlfahrern gehören, dass sie sich nicht auf einen für alle zugänglichen Parkplatz stellen, wenn daneben auch noch ein Rollstuhlparkplatz frei ist. Ich tue es trotzdem. Dabei rede ich mir ein, ich würde mich zu eventuell etwas später einen Parkplatz benötigenden Leidensgenossen solidarisch verhalten. Aber eigentlich ist es ein Akt der Teilhabe. „Ich benutze eine Parkplatz wie jeder andere auch!“ Aus demselben Grund sieht man mich mitunter auch anstatt hinter der Tür mit dem Rollstuhlsignet auf der Männertoilette verschwinden. Ich komme so meiner genderpolitischen Normalität etwas näher.

Einer der größten Vorteile ist aber die Tatsache, dass Behinderte als Wehrlose nicht der Wehrpflicht unterliegen. Ihnen bleibt die Erfahrung erspart, in Gruppen fürs gemeinnützige Töten abgerichtet zu werden. Ihr biografischer Erwartungshorizont wird nicht von der Möglichkeit verdunkelt, am Hindukusch oder im Kosovo von einer Granate zerfetzt zu werden. Der Militarist aus unserer Frage musste diesen Vorteil entbehren und ist nun trotzdem, nein gerade deshalb, behindert. Er ist eine tragische Figur, selbst wenn er seine patriotische gewaltbereite Grundüberzeugung aufgibt. Soll er sich für die Aufhebung der Wehrpflicht einsetzen, gar zum Pazifisten werden, damit anderen sein Schicksal erspart bleibt? Dann gäbe es ja keine Zivis mehr. ■

## Stand up for your boss? Sit down for your right!

### Moderne Arbeitnehmer konferieren im Stehen

Rebecca Maskos

Stehparties finde ich öde. Dauernd gucke ich auf die Ärsche von irgendwelchen Leuten. Ab und zu erbarmt sich jemand und hockt sich hin, denn auch mit Rollstuhlfahrerinnen will man auf Augenhöhe reden. Ich finde das immer sehr nett, aber auch bedauerlich, wenn die Leute sich dabei ihre Knie kaputt hocken. Irgendwann müssen sie wieder hoch und oft entschuldigen sie sich dafür. Dabei können sie ja nichts dafür, dass Stehen so angesagt ist.

Die Ideologie des Stehens scheint die einer uneingeschränkten Flexibilität und Kommunikativität zu sein. Jeden nervigen Small-Talk-Partner auf einer Stehparty kann man ohne Federlesen abschütteln, denn man muss ja nur einen kleinen Schritt weiter gehen, mal eben was vom Buffet angeln. Ist längst nicht so umständlich, wie vom Tisch aufzustehen und sich dabei auch noch förmlich verabschieden zu müssen. Sich in der stehenden Menge zu tummeln ist eben irgendwie dynamisch.

Wer steht, kann schneller wieder gehen. Besitzer von Currywurstbuden und anderen Schnellimbissen wissen das und schätzen den Vorteil von Stehtischen. Schneller als sie gucken können haben ihre Kunden die Ansammlung von gesättigten Fettsäuren in sich hineingeschaufelt und räumen den Tisch für die nächsten Gäste. Lange herumzustehen wäre zu anstrengend. Die Vertreibung des Hungergefühls als notwendiges körperliches Übel ist zeiteffektiv abgehakt.

Im Rolli zu sitzen bereitet für Normalstehende überraschende Perspektiven. Beim Dönerverzehr sehe ich die Preisschilder auf den Unterseiten der Stehtische und die angeklebten Kaugummis. Auch wenn Paul Watzlawick behauptet, man könne nicht nicht-kommunizieren – mit dem Döner zwischen den Zähnen und dem Gesprächspartner einen Meter höher an den Döner-Stehtisch gelehnt führen Rollstuhlfahrer im Stehimbiss eine zeitweilige Parallelexistenz. Dessen ungeachtet bleibt Stehen im Trend. Die Dauer der standstilligen Konversationsbegegnungen bei Filmpremierungen und Parteitagen hat exorbitant

zugenommen, behauptete zumindest das Magazin „Neon“ bereits im Jahr 2006. Und seit einigen Jahren haben auch Unternehmen den Zauber des Stehens für sich entdeckt. Stehungen ersetzen in einigen Büros längst die lästigen Sitzungen. Statt sich mit einem Kaffee auf dem Konferenztisch ausgiebig an strittigen Themen festzubeißen werden bei den Stehungen Nägel mit Köpfen gemacht. Stehungen sind was für Entscheider, für Leute die drive haben und sich ihren workflow nicht von unnötigen Sitzblockaden verpfuschen lassen wollen. Unternehmensberatungen haben das schon lange erkannt.

Auch an meinem Arbeitsplatz stehen seit einem halben Jahr hohe Tische für die Stehungen auf in den Großraumbüros, den Teamflächen. Anfangs dachte ich noch, ich komme irgendwie um die Stehungen herum, zu sehr erinnerte mich das ganze an mein Dönerbudentrauma. Doch es hilft nichts, auch ich muss ran, quasi als Stimme aus dem Off. Wenn ich was sagen will, muss ich winken oder laut rufen. Sonst kriegen es die Kollegen drei Meter weiter und einen Meter höher nicht mit. Sehen können sie mich sowieso nicht – macht nichts, ich sehe sie ja auch nicht. Netze Kollegen kehren mittlerweile wieder zur anachronistischen Sitzung zurück, wenn ich dabei bin. Und vielleicht gibt es bald auch Barhocker für diejenigen, die Knieschäden von einer Plauderei in der Hocke mit mir davongetragen haben. Nicht, dass es meine Absicht wäre, einen Sitzstreik anzuzetteln oder den Fortschritt auszubremsen, aber - ich bleib sitzen. ■

Von unten noch hässlicher als von vorn: Ein Zickenbart. Igitt!





# Stanzen statt saufen

Pseudoinvestigativjournalismus in einer „geschützten“

Behindertenwerkstatt

Jan Plöger & Stefan Gerbing

Eine maßgebliche Motivation für eine Zeitung zu arbeiten, bei der es noch nicht mal Geld zu verdienen gibt, ist, dass man überall eingeladen wird. Kostenlos die Buffetbuletten und Bulettenbuffets fressen, sich schön einen ansaufen und sich dann über peinliche Veranstaltungen lustig machen und die Männer mit den schlecht sitzenden Anzügen verspotten.

Wir haben auf dem falschen Schiff angeheuert! Bei Mondkalb wird man maximal zu Tagen der offenen Tür in Behinderteneinrichtungen eingeladen und da gibt's bekanntermaßen nur dünnen Kaffee und steinharten Kuchen. Die meisten von uns haben sich damit abgefunden und schreiben einfach von zu Hause aus - keine Außentermine. Recherche? Nur noch am Telefon oder übers Netz. Da wir aber immer mal ein paar neue Fotos brauchen und es für den Teint auch nicht das Schlechteste ist, haben wir neulich dann doch mal das Haus verlassen. Gerbing und Plöger also ab zum Lokaltermin. Beim Tag der offenen Tür in den Berliner Werkstätten für Behinderte (BWB).

„...Sie wollen sich also über einen Platz hier informieren?“

Die BWB ist zumindest unter den Behindertenwerkstätten ein Großkonzern. Der Laden hat 1300 Mitarbeiter - Jahresumsatz 27 Mio. Also eine gute Gelegenheit mal die alten Feindbilder aufzufrischen. Ort des Geschehens: Betriebsteil Nord, direkt an der Putzitzbrücke. Eine Werkstatt! Siebziger-Jahre-Bau, acht Etagen, eigene Kantine, 650 Mitarbeiter - das sind die, die fast nichts verdienen - und ca. 100 Betreuer - das sind die, die wenigstens nach Tarif bezahlt werden. Und zumindest zweimal am Tag auch Ort eines angenehmen Umkippen der Normalität. Kurz vor Arbeitsbeginn und kurz nach Arbeitsschluss rasen von allen Seiten Taxis und Fahrdienste heran, am S-Bahnhof Westhafen wird die Richtung der Rolltreppen umgestellt. Und die wenigen Normalos sind manchmal etwas irritiert sich plötzlich als Minorität wieder zu finden und Ohrenzeugin von hübschen interbehinderten Dialogen zu sein, wenn eine geistig Behinderte einem Spastiker „Halts Maul, Du Krüppel“ zuruft. So schön das ist, am Eingang holte uns die Normalität, oder was wir dafür halten, schnell wieder ein. Vor dem Termin hatte Plöger noch Witze gemacht: „Nicht, dass die mich gleich da behalten.“ Gerbing: „Na, dann können wir so eine Walraffnummer machen.“

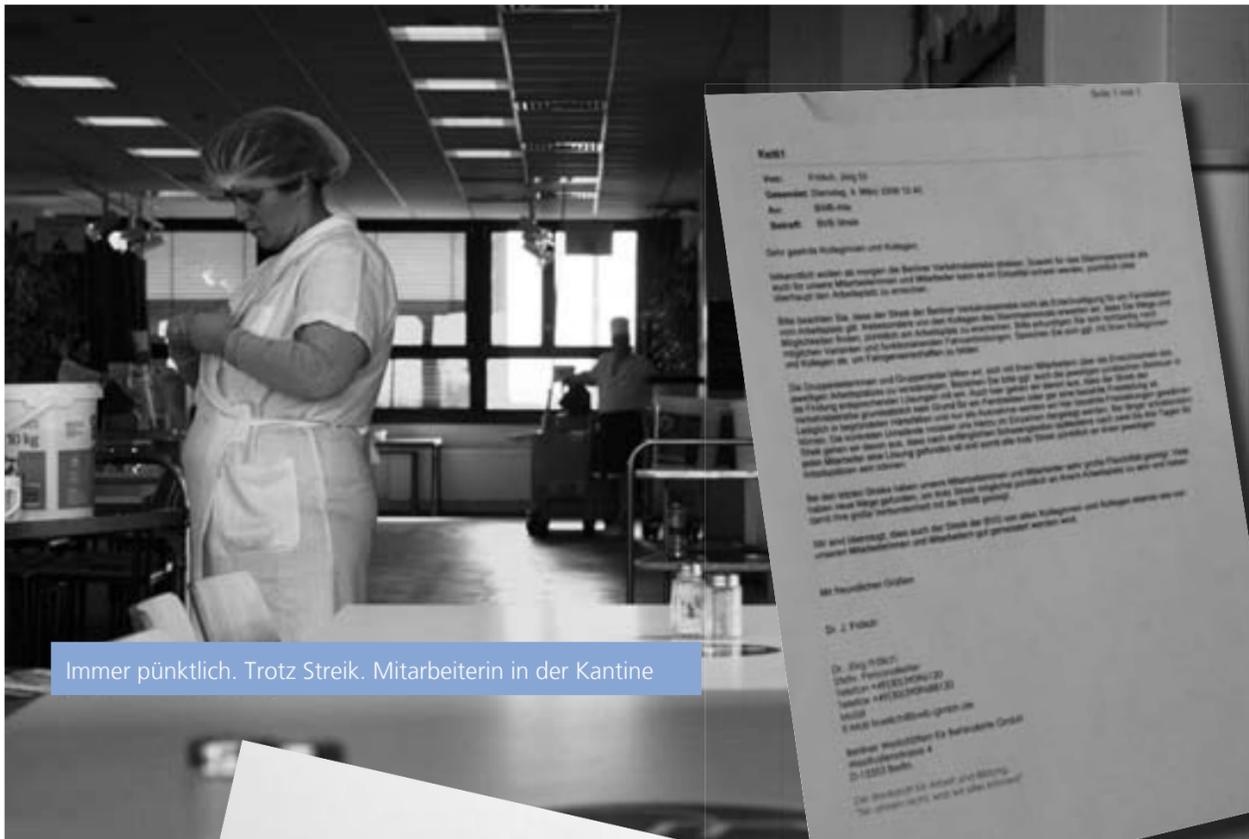
Die beiden erkennbaren Journalisten vor uns (fette Digitalkameras!) wurden freundlichst begrüßt und auch wir wurden sofort von einer netten Frau in Empfang genommen. Allerdings wurde Plöger gleich mal gefragt: „...Sie wollen sich also über einen Platz hier informieren?“ Gerbing wurde die Frage nicht gestellt, als Normalo, wurde er gleich mal als Betreuer eingeordnet. Danach wurde es aber eigentlich richtig cool. Wir hatten das Glück, eine Führung zu bekommen, und schoben uns mit einer ziemlich sympathischen und teilweise etwas gelangweilten Förderklasse durch die einzelnen Etagen. Glück deshalb, weil wir einen Einblick bekommen konnten, dass Abhängigkeitsverhältnisse doch gar nicht so einseitig sind, wie wir manchmal geneigt sind, sie uns vorzustellen.

„...und womit stanzen Sie?“

Wenn man genau hinsieht, merkt man nämlich, dass es oft gar nicht darum geht, die Behinderten bzw. die Mitarbeiter zu beschäftigen, sondern dass die Betreuer eigentlich oft mindestens genau so viel, wenn nicht sogar noch mehr Freude an diversen Handarbeiten oder ganz allgemein mit ihrer Arbeit haben. Gleich am Anfang des Rundganges entspannt sich in der sechsten Etage, wo kopiert, Broschüren gebunden und Blätter laminiert werden, ein Fachgespräch zwischen der Lehrerin der Förderklasse und der Betreuerin über verschiedene Möglichkeiten des Lochens von Papier. Was sind die Weiterentwicklungen im Bereich der Plas-

tikkamm- und Spiralbindung? Wir waren begeistert von der Begeisterung der beiden Fachleute und deren Lamentieren übers Laminieren.

Einige Räume weiter dann die Kunstabteilung der BWB. Riesige Skulpturen, großformatige Gemälde - nur auf Fotos, da sich das eigentliche Atelier an anderem Orte befindet - aber nichtsdestotrotz beeindruckend. Das Künstlerkollektiv war auch anwesend mit sichtbarer Freude am Zeichnen. Besonders begeistert aber: Der Betreuerkünstler. Und mal ehrlich: die Bedingungen sind auch traumhaft. Ein eigenes Atelier, die Möglichkeit in einer großen Künstlergruppe tätig zu sein und dann auch noch davon leben zu können... außerhalb der anderen großen Schule, also der Leipziger Schule, können das in Deutschland nur



Immer pünktlich. Trotz Streik. Mitarbeiterin in der Kantine

Eben noch Frankfurter Schule, heute schon Arbeitserziehung: Theodor W. Adorno



Gezielte Unterstützung am Arbeitsplatz durch eine ARBEITSERZIEHERIN soll auch den ganz Schwachen die Integration ins Arbeitsleben erleichtern. Durch Konzentrationsübungen, Zerlegung eines Arbeitsvorganges in kleine Einzelschritte werden Möglichkeiten gesucht, diese Behinderten ins Arbeitsleben sinnvoll einzubeziehen.

wenige.

Zu guter Letzt lernten wir auch noch den Macher der Betriebszeitung kennen. Auch ein Normalo, bzw. freier Journalist, der Bild, Text und Layout seiner eigenen Zeitung macht. Also mehr Möglichkeiten als Karl Kraus bei der Fackel sie hatte, denn die hatte ja nicht so viele Bilder. Die Behindertenwerkstatt bietet eben Chancen jenseits des ersten Arbeitsmarktes...

**Gestern noch Autos geknackt und heute schon behindert.**

Geschützte Werkstätten sind oft ein Ziel von Kritik der emanzipatorischen Behindertenbewegung in ihren besseren Zeiten gewesen. Daran anknüpfen wollend, interessierte uns vor allem der Arbeitsalltag, Arbeitsbedingungen, Bezahlung und die Möglichkeit der Selbstvertretung.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich in den letzten fünfzehn Jahren massiv verändert und damit auch die Werkstätten. Die Betreuer machen zum Teil, soweit man das von außen beurteilen kann, gute Arbeit und bemühen sich offenbar ernsthaft, die Leute in Arbeitsverhältnisse außerhalb der Werkstätten zu bringen. Wie sie selbst eingestehen, mit mäßigem Erfolg: „Unter zwei Prozent.“ Es gibt eine Mitarbeitervertretung, den Werkstattrat, trotzdem ist die Bezahlung mies. Die Leute kriegen Grundsicherung und der Lohn wird ohnehin davon abgezogen. Da zeigt sich bereits ein Ansatz für eine stattfindende Verschiebung.

Während man in den 70er und 80er Jahren gegen die beschissene Bezahlung in den Werkstätten und für eine Gleichstellung behinderter und nicht-behinderter Arbeit eintrat, ist die Gleichstellung längst erreicht. Die Tatsache, dass der Verdienst egal ist, weil er nur mit Zuschüssen von der Arbeitagentur zum Leben reicht, hat längst Arbeitende in Berufen erreicht, die nur eine geringe Qualifika-

tion zur Voraussetzung haben. leicht noch ein Auto geknackt und nun bekommen sie so ein Label, dass sie als Abwertung empfinden.“

Auch was die Arbeit angeht, merkt man die Verschiebung deutlich. Viele Leute machen bei der BWB Industriebjobs für große Unternehmen. Klimaanlageabdeckungen werden montiert und Teile von Autositzen verschraubt. Hier lebt die fordistische Warenproduktion fort. Deutsche Behinderte konkurrieren mit tschechischen Normalos. Das kann man als eine Aufwertung der Arbeit Behinderter sehen, man kann aber auch sagen, dass dies nur geht, weil Behinderte in Deutschland Löhne erhalten, die das viel niedrigere Lohnniveau in Osteuropa noch unterschreiten. Und trotzdem scheinen sich einige Leute dort durchaus mit ihrer Arbeit zu identifizieren. Wem soll man es verübeln in einer Gesellschaft, in der Behinderten das kapitalistische Glücksversprechen nur in der abge-speckten, puritanischen Variante zuteil wird, als

Anerkennung von gelungener Anpassung und begrenzter Teilhabe an der warenproduzierenden Arbeitsgesellschaft. Wen soll man da noch kritisieren, wenn man nicht in wohlfeilen Anklagen gegen die Verfasstheit der Gesellschaft verharren will? Das sind so Fragen - also schnell weiter und in die Druckabteilung.

Hier werden in Kleinstauflagen T-Shirts für lokale Sportvereine und Schulen bedruckt, Visitenkarten und Broschüren produziert.

„...Verantwortung, Flexibilität, Qualität“

Martin\* hat hier die Verantwortung. Er macht die Visitenkarten und andere Erzeugnisse druckfertig. Wenn was schiefe geht, erfolgt das Prozedere, wie man es aus neueren Qualitätsmanagement-Handbüchern kennt. Brief an den QM-Beauftragten, Verhandlungen über die Kostenübernahme - das

ganze Programm. Die Betreuerin nennt das Integration, denn die gäbe es nur, wenn die Mitarbeiter eben auch Verantwortung übernehmen. Ja, so kann man das auch sehen. Man kann es aber auch als eine Verfeinerung der Disziplinierungstechniken sehen, die mittlerweile in der öffentlichen Verwaltung nach dem selben Prinzip funktionieren, wie in einem x-beliebigen Betrieb oder in einer geschützten Werkstatt.

Die Aushänge am schwarzen Brett sprechen eine ähnliche Sprache. Anlässlich des Streiks der Verkehrsbetriebe wird darauf hingewiesen, dass das kein Grund für das Fernbleiben von der Arbeit ist. Der Personalchef betont, dass die „Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehr große Flexibilität“ bei Streiks in der Vergangenheit gezeigt hätten und äußert die Hoffnung, dass auch dieser „Streik von den Kolleginnen und Kollegen ebenso wie von unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gut gemeistert werden wird.“

Bleibt als Fazit, dass es Gleichstellung ist, wenn die Verhältnisse überall gleich beschissen sind. Mit dieser Erkenntnis haben wir dann noch einen Kaffee in der Kantine getrunken. Ach, der war gar nicht schlecht. Beeindruckend hier auch die subtile Gesundheitspolitik: Die Tür zum Raucherraum ist verschlossen. Falls überhaupt jemand in den kahlen Kasten gehen möchte.

Eine unserer vollkritischen Fragen, wer denn den Gewinn des Ladens einstreicht, haben wir ganz vergessen zu fragen. Wir waren zu sehr vom Anzug des Pressesprechers beeindruckt. Der saß nämlich richtig gut. Der geschützten Werkstatt konnten wir dann aber doch noch etwas Positives abgewinnen: Hier gibt es wenigstens einen Stundenlohn von einem Euro in der Stunde, wogegen wir bei Mondkalb völlig leer ausgehen. ■

\*Name von der Redaktion geändert

## Lieber Berater als Schraubenzähler

Alfonso Román-Barbas

Die Werkstätten für Behinderte bereiten vielen Beschäftigten eine einseitige Arbeitswelt. Man möchte in diesem gesetzten Raum Normalität erzeugen. Ich habe mich da geborgen gefühlt. Gerade während der Loslösung von der Familie war mir dieses Konstrukt sehr angenehm. Hier gab es ein offenes Ohr für meine Ängste, Sorgen und Probleme. Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, dass mich die Werkstatt warm gehalten hat.

Mit Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung hatte das aber wenig zu tun. So habe ich trotzdem immer ehrlich ausgesprochen, was ich wollte. Ich war ein kleiner Revoluzzer, und diese Rolle habe ich gerne gespielt.

Zu meiner Anfangszeit bestand für einen Behinderten, der die Werkstatt einmal betreten hatte, kein Entrinnen. Eine andere Option als Werkstatt gab es nicht. Ich habe das als Freiheitszug empfunden. Heute geht man ja zum Glück andere Wege, indem man versucht, Leute draußen, in den freien Arbeitsmarkt, zu integrieren.

Die Werkstatt hatte nicht immer die passenden Arbeitsangebote für mich. Sie waren langweilig und meiner geistigen Entwicklung

nicht angepasst. So musste ich stundenlang Schrauben eintüten und Schachteln falten. Es wurden immer wieder Versuche gestartet, geeignete Aufträge für mich zu finden. Leider ohne Erfolg. Ich empfand das als lähmend und sogar als Bestrafung, denn ich war ja gezwungen, immerzu diese eintönige Arbeit zu verrichten.

Im Rahmen einer Veranstaltung des Arbeitskreises „Werkstätten für Behinderte“ hat mich eine junge Journalistin interviewt und mich gefragt, wie die Ausbildungsmöglichkeiten in den Werkstätten seien. Ich habe ihr erzählt, dass qualifizierende Weiterbildungen und Seminare fehlten. Ohne solche hätten die Behinderten aber wenig Möglichkeiten, sich beruflich und persönlich weiterzuentwickeln. Ein solches Angebot verstand ich als Bestandteil einer Rehabilitation, wie sie durch Werkstätten erbracht werden soll.

Wenn es nach dem Wunsch meiner Geschäftsleitung gegangen wäre, hätte ich lieber nichts gesagt. Mein Zitat wurde jedoch in einer Zeitung der „Aktion Mensch“ abgedruckt und auch von der erwähnten Geschäftslei-

### Alfonso Román-Barbas...

...ist Mitgründer und erster Vorsitzender des Zentrums für selbstbestimmtes Leben Düsseldorf e. V. Der ausgebildete Peer-Counselor berät Leute, die aus Heimen oder Werkstätten heraus kommen wollen. Von 2005 bis 2007 hatte er ehrenamtlich einen Außenarbeitsplatz bei der Organisation „People First - Mensch zuerst e.V.“ in Kassel. Dort war er zuständig für Werkstattträge und alle Fragen rund um das persönliche Budget, eine neue Form der Finanzierung von Hilfen, bei der die Gelder direkt ausgezahlt werden. Fast zwei Jahrzehnte hat Alfonso Román-Barbas in einer Werkstatt für Behinderte gearbeitet. Auch dort hatte er sich engagiert und war Initiator des Werkstatttrates und Mitglied des Arbeitskreises „Werkstätten für Behinderte“. Er ist Rollstuhlfahrer und gilt als Mensch mit Lernschwierigkeiten.

tung gelesen. Mittlerweile gibt es Seminare für Kochen, Rückengymnastik, Selbstverteidigung und PC-Bedienung. Und etwas, was mich besonders freut: Die Werkstatt bietet dieses Jahr ein Seminar an mit dem Titel: „Wege aus der Werkstatt!“ Einer der Referenten von „Mensch zuerst“ bin ich.

Ich habe mich früh an Behindertenorganisationen gewandt, weil ich in die Welt hinaus wollte. Auf diese Weise konnte ich das werden, was ich mir erträumt habe: Referent für die Menschen mit Behinderungen und ihre Belange in Werkstätten.

Ich wurde oft gefragt, weshalb sich nicht etwas ändert. Es liegt daran, das grundsätzlich zu wenig Spielraum für Selbstbestimmung da ist. Alles muss laufen und finanziell machbar sein. Auch die Gruppenleiter und andere Angestellte können nicht so arbeiten, wie sie es sich vorstellen.

Und dann kommt immer die Frage: Wer ist schon selbstbestimmt? Doch wohl keiner! Die Werkstätten sind nach dem Gesetz Rehabilitations-träger.

Als solche haben sie Selbstbestimmung

an-

zubieten - nichts Superideales, aber die

Suche nach Möglichkeiten für behinderte Menschen, dass sie über sich in ähnlicher Weise selbst verfügen können wie nichtbehinderte auch. Mich hat es immer zerrissen, zu wissen was der rechtliche Auftrag ist und dass man in der Werkstatt eine andere Auffassung hatte.

Es ist an der Zeit die Werkstätten als „Integrationsfirmen“ anzusehen; das war schon immer mein Wunsch. Außerdem fordere ich, dass man einen Mindestlohn in den Werkstätten einführt. ■



Wer's mag: eins, zwei, drei, viele Schrauben

## Von einem Behinderten, der auszog um Lehrer zu werden

Carsten Rensinghoff

Ein Vater hatte zwei Söhne, der ältere war klug und gescheit, der jüngere aber hatte dereinst einen schweren Unfall, zog sich eine Hirnverletzung und eine spastische Halbseitenlähmung zu und besuchte fortan nicht mehr das Gymnasium, sondern eine Schule für Körperbehinderte. Da diese besondere Sonderschule im weit entfernten Colonia lag, musste der arme Knabe dort allein unter fremden Menschen in einem Heim leben. Doch er ließ sich nicht schrecken und machte sein Abitur.

Mit dem Abitur in der Tasche wollte der jüngere Sohn nun etwas Sinnvolleres als sein Bruder anfangen, der schon geraume Zeit eine leitende Position in einer Kaufhauseinrichtung inne hatte. „Frisch auf“, dachte er „die Behindertenszene aufgemischt!“ und studierte Sonderpädagogik. Mit viel Schweiß legte er nach nur acht Semestern seine erste Staatsprüfung ab. All die Anstrengung hatte sich gelohnt. Der Behinderte blickte zuversichtlich in die Zukunft. „Zwei Jahre Referendariat und dann bin ich ein guter Sonderschullehrer“, dachte er so bei sich.

Bald erfolgte dann auch sein Eintritt in die so genannte berufliche Qualifizierungsphase. Sicher würde das Referendariat kein Zuckerschlecken sein.

### „Studium und Behinderung“

Es gibt an nahezu allen Universitäten und Hochschulen Beratungsstellen für behinderte und chronisch kranke Studierende, so der offizielle Sprachgebrauch. Meistens gibt es sogar verschiedene Anlaufpunkte: die Behindertenberatung der Universität, des Studentenwerks und die der Vertretungsstruktur der Studenten (ASTA: Allgemeiner Studierenden Ausschuss, an der HU RefRat: ReferentInnenRat). In einigen Orten gibt es zudem Interessengemeinschaften behinderter und chronisch kranker Studierender. Aus Platzgründen beschränkt sich die folgende Übersicht auf das Angebot an den Berliner Universitäten und Hochschulen.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Behinderung und Studium (BAG e.V.) arbeitet bundesweit und ist unter

<http://www.behinderung-und-studium.de> erreichbar.

Die Postadresse lautet: BAG Behinderung und Studium e.V. c/o Sven Drebes, Hans-Böckler-Str. 1, 55128 Mainz..

Eine ausführliche Auflistung unseres Sitzredakteurs Jan Plöger ist auf unserer Homepage zu finden und herunterzuladen. Viel Spaß beim durchklicken!

„Das werden zwei harte Jahre“, rief er. „Doch was sind schon zwei Jahre?“ Aber es kam härter, als er dachte. Schon zu Beginn wurde ihm klar gemacht, dass er mit seinem auffälligen Gangbild in der LehrerInnenschaft nicht erwünscht sei. Der Direktor der Schule

für Körperbehinderte hielt ihm vor, dass er für seine Kollegen nur eine weitere Belastung wäre, da sie die schwerstbehinderten Schüler heben und tragen müssten, sich dadurch ihren Rücken kaputt machten und nun auch noch seine Tragedienste mit übernehmen müssten. Außerdem könne er in der Körperbehindertenschule nicht professionell handeln, weil er immer aus der eigenen Betroffenheit heraus agiere.

Trotzdem biss er sich durch und hoffte, dabei Hilfe bei den Vertrauensleuten für Schwerbehinderte zu finden. Aber auch die gaben ihm kaum Rückendeckung. So suchte er Rat bei Behindertenorganisationen. Er nahm Kontakt auf zur Interessenvertretung für selbstbestimmtes Leben in Deutschland (ISL) und tat das auch in seiner Ausbildungsschule kund. Dort wollte man von diesen Aktivitäten aber gar nichts wissen. Er schrieb seine zweite Staatsarbeit in Evangelischer Religionslehre, seinem Schwerpunkt als Unterrichtsfach. Obwohl sie methodisch-didaktisch ausgefeilt war und den geforderten Umfang hatte, erhielt er von seinem Ausbilder eine mangelhafte Benotung. Die zweite Staatsprüfung ließ ihn die LehrerInnenschaft dann gar nicht erst bestehen.

Der Behinderte war langsam zermürbt und kam ins Grübeln. Waren an einer Sonderschule behinderte Schüler richtig, behinderte Lehrer jedoch falsch platziert? War er auch deshalb durch-

gefallen, weil er sich mit der Behindertenselbsthilfe beraten hatte?

Jedenfalls besuchte ihm der Fachleiter für Evangelische Religionslehre am Ausbildungsseminar vor seiner schulpraktischen Prüfung in seiner Ausbildungsschule und gab ihm Ratschläge, wie er seine schriftliche Unterrichtsvorbereitung für die Prüfungsstunde gestalten soll, damit diese wenigstens ausreichend bewertet würde. Weil der Behinderte schon daheim immer seinem Vater und seinem älteren Bruder gehorchen musste, nahm er die Ratschläge an. Die Prüfungskommission bewertete dann diese Vorbereitung mit „ungenügend“, weil nämlich genau die Teile fehlten, die er nach dem Rat des neunklügleren Fachleiters weglassen sollte.



Unser Autor Dr. Carsten Rensinghoff

Doch der jüngere behinderte Sohn resignierte nicht. Er legte gegen die Prüfung Widerspruch ein und erhielt tatsächlich die Möglichkeit, innerhalb kürzester Zeit die Prüfung zu wiederholen. Er sollte sie aber nun an einer Schule für Lernbehinderte ablegen, obwohl er auf die so genannte Sondererziehung und Rehabilitation Körperbehinderter spezialisiert war. Der stressgeplagte Behinderte wurde krank und vom Amtspsychiater für sechs Monate dienstunfähig geschrieben.

Doch auch diesmal rappelte er sich und gesundete wieder. Nun konnte er geprüft werden. Am ersten Prüfungstag, an dem er eine Mathematikstunde präsentierte, erhielt er ein „gut“. Ausschlaggebend war hierbei die Wertung einer Fachleiterin, die am zweiten Prüfungstag jedoch krankheitsbedingt fehlte. Und die zweite Prüfungsstunde war dann auch „mangelhaft“. Ergebnis: nicht bestanden...

Wurde der ihm hold gesinnten Fachleiterin vielleicht deutlich nahe gelegt, krank sein zu müssen?

Nach dem dazumal noch gültigen Schwerbehindertengesetz hätte die Sonderschule ihn als Lehrer kaum noch loswerden können. Aber einem, der der Prüfung nicht genügt, kann man getrost von hinnen weisen.

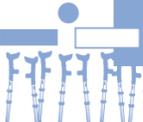
Schlussendlich erhielt der jüngere Sohn die Urkunde über die Entlassung aus dem Vorbereitungsdienst. So blieb er, was er war - ein Behinderter! ■



Unser bescheidener Beitrag zur aktuellen Imagekampagne des Berliner Senats, die fast so bescheuert ist, dass uns beinahe nichts Bescheuerteres dazu eingefallen wäre. Aber nur beinahe. Siehe auch: [www.sei.berlin.de](http://www.sei.berlin.de)  
Im Bild: Die Berliner Redaktion des Mondkalbs in Neukölln.

sei dankbar  
sei tapfer  
sei opfer

Wir sind unverzichtbar, wenn es menschein soll. Wir können uns zwar nicht wehren, wenn man uns mit Photoshop schmerzhaft Balken ins Genick retuschiert oder Slogans quer übers Gesicht schreibt. Aber jeder Imagekampagne wirkt gleich viel großzügiger, wenn auch ein Behinderter mal aufs Bild darf. Dafür lieben uns die Werbefuzzis. Und wir lieben sie.  
Denn: Wir sind dankbar. Wir sind Opfer. Wir sind be.hindert.

be  Hindert

## Theater statt Zeitung

Mondkalb konnte in Kreuzberg auch im Theater gesehen werden

Jan Plöger

Am 30.11. Und 01.12. letzten Jahres war es so weit: An zwei Abenden hieß es im Familiengarten in der Kreuzberger Oranienstraße „Kieztheater live - das Mondkalb“. Gute zwei Monate des intensiven Entwickelns und Probens gingen damit zu Ende.

Am Anfang stand eine Anfrage des Kieztheaters Kreuzberg. Auf der Suche nach einem Thema sei man auf Mondkalb aufmerksam geworden. Die Auführungen des Kieztheaters dienen zum einen dazu, auf bestimmte Probleme hinzuweisen und zu thematisieren und sollen andererseits einer Initiative, die in diesem Bereich arbeitet, zu größerer Bekanntheit verhelfen. Für dieses Mal hatte man sich also für Mondkalb entschieden. Wie mir zu Ohren kam, mussten für diese Entscheidung bei nicht wenigen Mitgliedern der Theatergruppe so manche Zweifel und Unsicherheiten ob des Themas Behinderung aus dem Weg geräumt werden. Innerhalb der Mondkalbredaktion stieß das Vorhaben auch nicht unbedingt sofort auf ungeteilte Zustimmung, schien der Plan des Kieztheaters Kreuzberg doch allzu ambitioniert. Man hatte wohl zu

sehr die eigenen Mondkalberfahrungen im Kopf, die lehrten, dass Anspruch und Wirklichkeit weit auseinandergehen können. Doch die Arbeit Theatergruppe erwies sich als professioneller als angenommen und die anfänglichen Befürchtungen als unbegründet. Nachdem diese Hindernisse beseitigt waren, ging ich zu einem ersten Probenwochenende. Bis zu diesem Zeitpunkt war mir noch völlig unklar gewesen, welche Rolle ich in diesem Projekt genau einnehmen sollte. Meine Erfahrungen mit dem Theater erschöpften sich bis dahin in kleineren Rollen in Kindergarten- und Grundschulaufführungen bzw. im gelegentlichen Besuch einer professionellen Einrichtung. Mit einer gewissen Ahnungslosigkeit und der vagen Hoffnung, nicht selbst als Schauspieler agieren zu müssen, nahm ich an diesem Treffen im Herbst teil. Wie in das sprichwörtliche kalte Wasser geworfen fühlte ich mich, galt es doch schon recht bald, kleinere Szenen zu entwickeln und aufzuführen. Doch diese Etappe war erstaunlich schnell bezwungen und es

ging zunächst darum, zwei Szenen zu bilden.

Dies ist eine gute Gelegenheit, dem geneigten Leser einige Dinge zum Kieztheater Kreuzberg zu sagen. Es handelt sich dabei nämlich um eine Gruppe, die mit der Methode des Forumtheaters arbeitet. Diese wurde in den 70er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts von dem brasilianischen Theatertheoretiker Augusto Boal entwickelt. Wie der Titel seines Buches „Theater der Unterdrückten“ schon andeutet, ist die zentrale Figur in Forumtheater-Stücken eine unterdrückte Person. Diese kann ihre Wünsche nicht verwirklichen, weil sie durch unterdrückende Figuren daran gehindert wird. In einem ersten Durchlauf sieht sich das Publikum das Stück an - so weit nicht ungewöhnlich. Doch hinterher wird das Publikum von einem „Joker“ genannten Moderator zu der Szene befragt. Es ist sodann dazu aufgerufen, selbst in die Szene hineinzugehen und beteiligte Figuren zu ersetzen. Dadurch soll möglichst ein alternativer Ausgang der Szene probiert und damit eigene Anteile, Möglichkeiten und Ansatzpunkte der Veränderung sichtbar gemacht werden. So kommen immer wieder neue Lösungsansätze zum Vorschein, die dann von neuem diskutiert werden.

Im Laufe des Probenwochenendes wurden also zwei unterschiedliche Szenen

entwickelt, immer wieder probiert und bearbeitet. Die erste Szene spielt in einer Firma. Der Chef hat sich nicht lumpen lassen und einen Scheck mit hoher Summe ausgestellt. Das Geld soll zu Zwecken des Teambuildings für einen Betriebsausflug genutzt werden. In den letzten Jahren ging es immer auf eine Dampferfahrt auf dem Wannensee. Eine Seefahrt, die ist lustig; darüber herrscht Einigkeit unter den Kollegen. Dennoch möchten einige in diesem Jahr etwas anderes unternehmen, zumal die Summe des vom Chef spendierten Geldes dieses Mal besonders hoch ist. Und sie haben sich bereits Gedanken darüber gemacht, wohin es gehen könnte: In einen Klettergarten! Die Begeisterung über diesen Vorschlag ist groß, da meldet sich plötzlich Paul zu Wort und gibt zu bedenken, dass er auf Grund seiner Behinderung nicht mitkommen könne. Betretenes Schweigen - doch nicht lange. Schließlich werfen die Kollegen ein, dass es doch ein tolles Büfett gebe und ein Fotograf auch noch benötigt werde. Um die Sache abzukürzen, besinnt sich die Mitarbeiterschaft auf demokratische Gepflogenheiten und erstellt ein Stimmungsbild auf dass die Mehrheit bestimmen möge, wo es hingehen soll. Wenig überraschend gibt es eine Gegenstimme zum Klettergartenvorschlag. Doch nicht etwa Paul ist der „Spielverderber“, sondern Andreas, der allseits geschätzte Kollege, mit dem man auch nach Feierabend mal noch Einen trinken gehen kann. Ausge-

rechnet er gibt an, Höhenangst zu haben! Die Gruppe ist wieder nicht in der Lage, auf diese neue Situation einzugehen, es bleibt bei der Idee des Klettergartens. Die Situation eskaliert und Andreas verlässt wütend den Raum. Der behinderte Paul dagegen ist „bestens integriert“ und kommt mit. Auch wenn er eigentlich keinen Bock darauf hat, „unten zu bleiben und Fotos zu schießen“, wie eine Kollegin vorschlägt.

In der zweiten Szene wird die Odyssee einer behinderten Frau auf der Suche nach Arbeit nachgezeichnet. Mit zwei Hochschulabschlüssen und diversen Praktika ist sie sehr gut qualifiziert. Doch sobald ihre Behinderung bekannt wird, die selbstverständlich in der Bewerbung Erwähnung findet, wird sie abgewiesen und getröstet. Selbst der fast schon unterschriebene Arbeitsvertrag in der Werbeagentur landet im Papierkorb. Der Bankkredit als Basis für die eigene Firma platzt ebenfalls.

Beide Abende waren gut besucht. Das Publikum zeigte sich spielfreudig und fand immer wieder neue Lösungsvorschläge. Zwei rundum gelungene Abende im Zeichen des Mondkalbs. Wieviel die beiden Abende eingebracht haben, wird an dieser Stelle nicht verraten. Es sei aber versichert, dass das Geld gut angelegt ist. Schließlich führte uns der letzte Betriebsausflug ins schöne Lichtenstein. Äh, Lichtenberg... ■

## „Willkommen im Spasti-Fit!“

## „Jedem Opfer recht getan, ist eine Kunst die niemand kann.“

Lena Anders

„Die Zeit, die man Leben nennt“ – ein sensibler Spielfilm von Sharon von Wietersheim, die die Geschichte eines jungen Konzertpianisten erzählt.

Luca Behrendt ist ein junger aufstrebender Pianist, der mit beiden Beinen im Leben steht und vollkommen in seiner Musik aufgeht. Nach einem Wettbewerb wird Luca von einem Auto angefahren und muss in einer Rehaklinik sein neues Leben als Rollstuhlfahrer lernen. Luca zieht sich in sich selbst zurück und erst der selbstbewusste, nicht auf den Mund gefallene Roderick schafft es, Luca aus seiner Erstarrung zu holen. Während es ihm gelingt durch den Einsatz der Technik an einem Klavierspielwettbewerb teilzunehmen und damit seine Passion wieder aufzunehmen, setzt Roderick, der eh keine hohe Lebenserwartung hat, seinem Leben ein Ende.

Der Film überzeugt nicht nur durch witzige schnelle Dialoge, die mit bekannten Klischees über Behinderung und Rollstuhlfahrer spielen (Bedienung bringt beiden Apfelsaft und sagt: „Vorsicht Jungs, sonst haut's euch die Beine weg.“), sondern vor allem durch zwei wunderbare Hauptdarsteller, denen man kaum ansieht, dass sie ihre Figuren nur spielen. Kostja Ullmann als Luca spielt die anfängliche Verzweiflung und den Rückzug in sich selbst genauso überzeugend, wie er später die unbedingte Willensstärke darstellt, trotz Querschnittslähmung wieder Klavier zu spielen. Hinnerk Schönemann als Roderick ist nicht nur der sprücheklopfende, coole, selbstdarstellende Freund, sondern auch der am Leben und an der Liebe zweifelnde Charakterdarsteller, der es schafft, diesen Szenen genauso viel Glaubwürdigkeit zu geben, wie die, in denen er Luca als „Prinz Valium“ bezeichnet und ihn im „Spasti-Fit“, also der Rehaklinik, begrüßt. Die beiden Schauspieler rollen nicht nur authentisch in ihren Rollstühlen durchs Bild, sondern überzeugen vor allen Dingen durch ihre jeweils zu den Figuren passende Darstellungsweise. Kostja Ullmann schafft es nicht nur den romantischen, verträumten Beethoveninterpret überzeugend zu geben, sondern auch nach dem Unfall charismatisch und cool sich und seinen Rollstuhl in keineswegs weniger attraktiver und glaubwürdiger Weise in Szene zu setzen. Der Film spricht durch direkte aber doch sensible Kameraführung und schauspielerisches Können im Zusammenhang mit Behinderung stehende Tabuthemen wie Sexualität oder Arbeit an und bricht sie dadurch. „Die Zeit, die man Leben nennt“ ist einer der wenigen Filme, in denen Sexszenen mit dem Protagonisten im Rollstuhl ungeschnitten gezeigt werden und die Kamera nicht nur den Rollstuhlfahrer nach dem Sex glücklich im Bett liegend zeigt. Dieser Film ist ein melancholischer, humorvoller Beobachter zweier Menschen, die lernen, dass man sich nicht unter der im Film sehr beliebten Wolldecke verstecken muss und dass man auf vier Rädern genauso sicher und manchmal noch schneller als auf zwei Beinen im Leben stehen und durchs Leben kommen kann. Bravo und Zugabe! ■

Der Film erscheint Mitte Juni 2008 auf DVD.

Im Kino:

„Mondkalb“

Matthias Vernaldi

Anfang des Jahres lief in den Kinos „Mondkalb“, ein Film von Sylke Enders. Allein wegen seines Titels muss der Film in diesem Blatt Erwähnung finden. Doch nicht nur deshalb. Die Regisseurin geht überdies mit den Geschichten ihrer Filme Themen an, die auch im Fokus unserer Zeitung stehen. 2004 erzählte sie in „Hab mich lieb!“ die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei Frauen, von der eine transsexuell ist. Bekannt wurde sie kurz zuvor mit „Kroko“. Alex, eine junge Frau aus dem Wedding muss in einer Behinderten-WG einige Stunden gemeinnützige Strafarbeit ableisten und ändert währenddessen ihre Haltung zu sich und der Welt.

Mondkalb zeigt Alex (Juliane Köhler), eine Frau an die 40, die sich nach traumatischen Erlebnissen zurückziehen will. Der 12-jährige Tom (Leonard Carow) und sein Vater Piet (Axel Prahl) kommen ihr dabei in die Quere. Alle drei haben schwer mit sich selbst und zurückliegenden Ereignissen zu ringen. Manchmal scheint es, als könnten sie sich gegenseitig vom Bann ihres jeweiligen Scheiterns erlösen. Aber der Film gibt sich mit solch simplen (Er)Lösungen á la Hollywood nicht zufrieden. Die drei Figuren bleiben authentisch, sind Opfer und Täter zugleich und stürzen in ihre Abgründe. Sylke Enders bringt es fertig, auch das nicht nur als die große unausweichliche Katastrophe zu erzählen. Ein großer, ein ganz und gar ungewöhnlicher, ein einzigartiger, ein wahrhaftiger, ein kaum zu ertragender Film. ■

„Mondkalb“, Deutschland 2007, Regie und Drehbuch: Sylke Enders, Alex: Juliane Köhler, Piet: Axel Prahl, Tom: Leonard Carow

Mahnmale sind immer irgendwie schwierig – zumal in Deutschland. Mahnen doch die Nachfahren der Täter sich selbst. Die Opfer, bzw. deren Nachfahren sollten jedoch ins Gedenken an zentraler Stelle mit einbezogen sein. Ansonsten wird es völlig absurd.

„Jedem Opfer recht getan, ist eine Kunst die niemand kann.“ Das hat sich schon in den Diskussionen rings um Konzeption und Errichtung des Mahnmals für die ermordeten Juden Europas gezeigt. Dabei ist hier das relativ moderate Werk Eisenmans zur Umsetzung ausgewählt worden. Der Vorschlag, mit dem sich Horst Hoheisel und Andreas Gnitz an der Ausschreibung beteiligt hatten, hätte die Berliner Republik wohl nicht verkraftet. Sie wollten das Brandenburger Tor abtragen, zermahlen und den Staub auf dem Platz verteilen. Wahrhaftig radikal! Auch verkehrsplannerisch. Jedoch nicht täterkompatibel genug.

Hoheisel und Gnitz haben in den Jahren danach aus der Ablehnung ihres Konzepts Leh-

der linken Innenwand steht die Frage: „Wohin bringt ihr uns?“ Gleichzeitig ist mit gelben Strichen auf der Straße und im Foyer der Philharmonie der Grundriss des ehemaligen Grundstückes Tiergartenstraße 4 und der darauf befindlichen Villa markiert. In diesem Haus wurde Anfang der 40er Jahre das Euthanasieprogramm der Nazis, schlicht „T4“ genannt, ausgearbeitet und verwirklicht. Eine Tafel an der Bushaltestelle verweist darauf.

Ein Teil des Mahnmals ist stationär. Es besteht ebenfalls aus einem grauem Betonbus, der in der psychiatrischen Anstalt Weißenau in Ravensburg (Baden Württemberg) steht. In dieser Anstalt wurde das T4-Programm umfassend umgesetzt. Die Insassen wurden mit Bussen der Gemeinnützigen Krankentransport GmbH in die Tötungsanstalt Grafeneck verbracht. Der zweite Betonbus, eben der gerade in der Tiergartenstraße steht, ist mobil und soll quer durch Deutschland reisen. Überall wo sich Initiati-

as Nachama, Direktor der Berliner Stiftung „Topographie des Terrors“. Bereits am Vorabend wurde aus gleichem Anlass ein Empfang in der baden-württembergischen Landesvertretung gegeben. Auf keiner der beiden Veranstaltungen kam ein behinderter Mensch zu Wort. Auf die Frage, inwiefern bei der Erstellung der Konzeption des Mahnmals behinderte Menschen einbezogen wurden, antwortete Hoheisel, er habe sich ja mit der Anstaltsleitung der Weißenau abgestimmt. In den Reden erschien die Euthanasie der Nazis als fürchterliches Versagen der Fürsorgepflicht, als schreckliches Verbrechen. Eine kritische Sicht auf die Rolle von Anstalten im Rahmen der Hilfebringung, auf Internierung als gesellschaftlicher Reflex auf soziale Probleme, auf totalitäre Menschenbilder, die bis heute, u.a. in den bioethischen Diskurs hineinwirken, fand nicht statt.

Hoheisels und Gnitz' neues Mahnmal scheint also wesentlich täterkompatibler zu funktionieren als ihr vorheriges. Leider kommen die Opfer dabei nur noch am Rand vor – als Folie des Mitleids. Aber das ist man bei dieser Opfergruppe ja gewohnt.

Als ich am 18. Januar mit dem Rollstuhl durch den Betonbus fahren wollte, bemerkte ich, dass mein schmaler Rollstuhl gera-



Hintergrund: Gelber Bus - barrierefrei; Vordergrund: grauer Bus: nicht-barrierefrei

ren gezogen, so dass nun doch noch eines ihrer Mahnmale nach Berlin gekommen ist, zumindest vorübergehend. An einer Bushaltestelle in der Tiergartenstraße nahe der Philharmonie wurde ein grauer Bus aus Beton aufgestellt und soll dort mehrere Monate bleiben. Er ist in der Mitte geöffnet, so dass man längs hindurchgehen kann. Auf

den finden, die der Opfer des Massenmords der Nazis an behinderten Menschen gedenken wollen, soll er hinkommen. Die Ankunft des Mahnmals in Berlin wurde am Vormittag des 18. Januars in hochkarätiger Besetzung begangen. Unter anderem war Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse zugegen, ebenso Prof. Andre-

de so passte. Ein breiterer Elektrorollstuhl ist ausgeschlossen. Gnitz, gelernter Bauingenieur, hat die DIN-Vorschrift für barrierefreies Bauen an seinem Kunstwerk ausser Acht gelassen. Die lichte Breite des Ganges durch den Bus beträgt 83 cm, vorgeschrieben sind 95. ■

## Auf ein Beck's

Rebecca Maskos

Dort kann man sich von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne wärmen lassen. Dabei den Hippies beim Bongospielen zuhören und sich vor einem vorbeifliegenden Fußball der Halbwüchsigen aus dem Viertel wegducken. Tausende Bremer entspannen im Sommer direkt an der Weser. Und kurz davor holt man sich noch ein Beck's beim Kiosk am Ende des Sielwalls, in der kleinen Hütte, die direkt am Deich steht, komplett in den Werder-Vereinsfarben gehalten.

Ich parke meinen Mini-Trac vor dem Kiosk, trenne ihn von meinem Rolli, den ich an diese kleine elektrische Zugmaschine angekoppelt hatte. Nachdem ich meine Beck's-Bestellung vorgebracht und ihm zwei Euro auf den Tresen gelegt habe, spannt sich ein breites Grinsen über das Gesicht des Kioskbesitzers. "Nein, behalten Sie das Geld", sagt der Kioskmann in breitem osteuropäischen Akzent. Er klopfte sich auf seine Brust. "Kommt von Herzen. Trinken Sie einen auf mich!" Nach einem kurzen Moment der Sprachlosigkeit und inneren Sammlung frage ich ihn ungläubig: "Sind Sie sicher?" "Ja, bitte! Trinken Sie auf mein Wohl", sagt er. Ich steckte meine zwei Euro wieder ein. Was soll ich sagen.

Ich überlege kurz, ob ich zu dem empörten Proteststurm ansetzen soll, den ich früher bei solchen Gelegenheiten losgelassen hätte. Geldgeschenke bekomme ich nicht zum ersten Mal. Gut erinnere ich mich an die ältere Frau, die mir in der Fußgängerzone außer Atem nachgerannt kam, um mir mit sanfter Gewalt ein Zwei-Markstück in die Hand zu drücken – "hier, kauf Dir ein Eis!". Oder an die Frau, die mir ein paar Euro gab und dafür meine Zeitung haben wollte. Ich hatte an einer Straßenkreuzung gesessen, wartete auf jemanden und las dabei eine Tageszeitung. Sie dachte ihrerseits, ich wolle den "Straßenfeger" verkaufen. Kopschüttelnd denke ich immer wieder an die Obdachlosen, die einen Teil ihrer Ausbeute zusammenlegten und mir schenkten, und sich partout weigerten, das Geld zurückzunehmen. Klar, in ihren Augen war ich noch mieser dran als sie selbst: Kleinwüchsig, und dann noch "an den Rollstuhl gefesselt". Ein schlimmes Schicksal, soviel war klar. Auch die Bekanntheit mit Ladenbesitzern und Taxifahrern, die mir ihre Dienste und Waren unbedingt umsonst anbieten wollten, durfte ich schon oft machen.

"Almosen wird die materielle Gabe an den Notleidenden genannt. Als Betätigung der Barmherzigkeit, einer unerläßlichen Teilverwirklichung der Nächstenliebe, ist Almosengeben sittliche Pflicht", weiß das "Lexikon der christlichen Moral". Und: "Wer Eigentum erwirbt, übernimmt damit auch die Pflicht, nach seinem Können dem bedürftigen Mitmenschen beizustehen. Schon das Alte Testament fordert nachdrücklich Almosen. (Tob 4,7-11)... Jesus mahnt: 'Dem, der dich bittet, gib' (Mt 5,42; vgl. 9,21; Lk 12,33). 'Geben ist seliger als Nehmen' (Apg 20,35)".

Damit ist die Sache eindeutig: Kioskmann hat Eigentum (Bier) und ich bin natürlich diejenige, die "bittet". Als Partnerin im Vertragsverhältnis Kauf-Verkauf, das er sonst zigfach am Tag eingeht, komme ich nicht in Betracht. Seinem Platz bei den Engeln im Himmel ist er durch die milde Gabe wieder ein kleines Stückchen näher gekommen. Es muss für ihn sonst auch schwierig sein, seine Mildtätigkeit an Horden besoffener Werder-Fans oder zugekokster Szene-Deichfans auszuleben. Also wäre ja allen geholfen, mir inklusive, - ich habe das Umsonst-Bier mittlerweile sowieso schon eingesteckt. Eine Win-Win-Situation eigentlich.

Richtig schmecken will mir das Beck's trotzdem nicht, als ich zwischen ausgedrückten Kippen und stöckchenhinterherlaufenden Hunden die Sonne untergehen sehe. Wahrscheinlich brauche ich einfach noch mehr Übung als skrupellose und dennoch würdevolle Nutznießerin von Barmherzigkeit. Prost, Kioskmann! ■

Erstmal ein Bier holen am Deich. Es ist einer dieser ersten lauen Sommerabende. Bremerinnen wie mich zieht es dann an den Osterdeich.

## Ein Fuß voll Leben

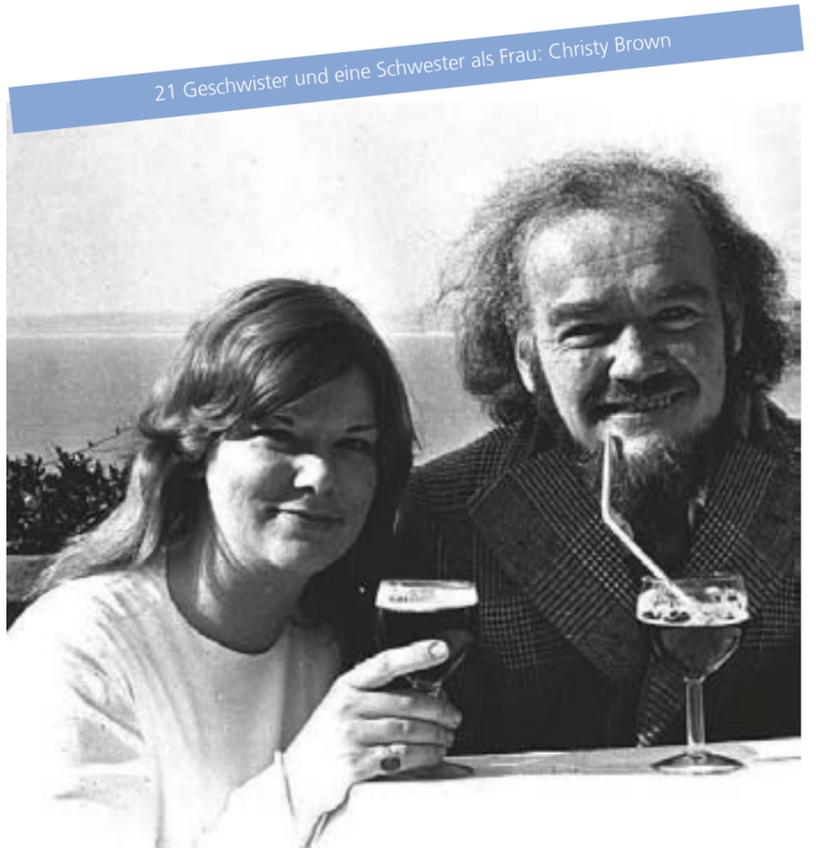
Kurz vorgestellt: Der irische Künstler Christy Brown

Lena Anders

Christy Brown wurde am 5. Juni 1932 in Dublin geboren und starb am 6. September 1981 im Alter von 49 Jahren an einem schweren Ersticken. Christy Brown kam mit einer schweren Athetose auf die Welt, das heißt, sein Körper war bis auf seinen linken Fuß vollkommen bewegungsunfähig. Der anfangs als geistig behindert geltende Brown wurde von seiner Familie, insbesondere seiner Mutter und seinen 21 Geschwistern so weit unterstützt, dass er lernte, seinen linken Fuß zu kontrollieren und mit seiner Hilfe zu schreiben und zu malen. Bekannt wurde er mit seinem autobiographischen Roman *Mein linker Fuß*, in dem er seine Kindheit und die Entdeckung der Beweglichkeit in seinem linken Fuß schildert. Der Roman wurde nicht nur mehrfach übersetzt, sondern auch für das Kino verfilmt. Christy Brown veröffentlichte weitere Romane, die es aber größtenteils nicht bis zur Übersetzung schafften.

Christy Brown heiratete 1972 seine Krankenschwester und wurde zum selbstmitleidigen Alkoholiker.

Na dann – Prost!



21 Geschwister und eine Schwester als Frau: Christy Brown

## „Mein linker Fuß“

Auszug aus dem Roman von Christy Brown

Ich tat es. Ich straffte meinen Körper und streckte meinen linken Fuß zum drittenmal aus. Ich zeichnete eine Seite des Buchstabens. Ich zeichnete die andere Seite zur Hälfte. Dann brach das Stück Kreide ab, und mir verblieb nur ein Stummel. Ich wollte ihn fortwerfen und aufgeben. Dann fühlte ich die Hand meiner Mutter auf meiner Schulter. Ich versuchte es noch einmal. Mein Fuß streckte sich. Ich zitterte, ich schwitzte und spannte jeden Muskel. Meine Hände waren so fest zusammengepresst, dass die Fingernägel ins Fleisch schnitten. Ich biß meine Zähne so fest aufeinander, da sie beinahe meine Unterlippe durchbohrt hätten. Alles im Zimmer verschwamm, bis die Gesichter um mich herum nur noch weiße Flecken waren. Aber – ich schrieb ihn – den Buchstaben „A“. Da stand er auf dem Fußboden vor mir. Zitterig, mit plumpen wackeligen Seitenlinien und einer sehr ungeraden Mittellinie. Aber es war der Buchstabe

„A“. Ich blickte auf. Ich sah einen Augenblick lang das Gesicht meiner Mutter, Tränen auf ihren Wangen. Dann bückte sich mein Vater und hob mich auf seine Schulter.

Ich hatte es geschafft! Dies war der Anfang, er sollte es meinem Geist ermöglichen, sich Ausdruck zu verleihen. Es ist wahr, ich konnte nicht mit meinen Lippen sprechen, aber jetzt wollte ich durch etwas sprechen, was länger währte als das gesprochene Wort – das geschriebene Wort. Jener eine Buchstabe, mit einem zerbrochenen Stück gelber Kreide, die zwischen meine Zehe geklemmt war, auf den Fußboden gekritzelt, war mein Weg in eine neue Welt, mein Schlüssel zu geistiger Freiheit. Es sollte eine Quelle der Entspannung für das verkrampfte, steife Etwas werden, das ich war, das hinter einem schiefen Mund nach Ausdrucksfähigkeit lechzte. ■

Christy Brown: "Mein linker Fuß", Diogenes Verlag 1995,

Wir brauchen Deinen Kopf.

Wir brauchen Dein Geld.

Mittlerweile ist unser Geld alle. Die Redakteure könnten ein wenig Freizeit auch gut gebrauchen und jemand der uns dabei hilft den verwaisten Redaktionsblog [www.normalistan.de](http://www.normalistan.de) zu füllen, wäre auch eine große Hilfe. Darum suchen wir Dich.

Du schreibst Texte, bloggst oder hast ein wenig Geld übrig oder willst uns mit einer Anzeige in der Zeitung unterstützen - melde Dich bei: [hilfe@normalistan.de](mailto:hilfe@normalistan.de) Wir sind zu allem bereit.

Überweisungen an :

Forum Naturfreundejugend Berlin e.V.  
Bank für Sozialwirtschaft  
Kto: 3330801  
Blz: 10020500  
Verwendungszweck: Mondkalb

Barspenden nach Absprache.

### Impressum

#### Redaktion

Marie Gronwald (V.i.S.d.P.), P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Rebecca Maskos, Jan Plöger (Sitzredakteur), Dr. Carsten Rensinghoff, Lena Anders

Redaktionsassistent: tefan Weise

Layout: Stefan Gerbing

Post an die Redaktion: Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin

Telefon: 030-850 77 151; [post@normalistan.de](mailto:post@normalistan.de)

#### Bildnachweise:

S. 4, S. 7: (Werkstatt; T4) Stefan Gerbing

S. 5 Hui-Buh (photocase)

S. 6 (Opfer): Juri Eber ([www.agentur-ahron.de](http://www.agentur-ahron.de)) [tausend Dank!]

S. 8 (Geld): Jack Simanzik (photocase)

S. 8 (Kopf): Alexander Stephan (photocase)

Gefördert aus Mitteln von:



JUGEND für Europa  
Deutsche Agentur JUGEND